

Kultur

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **29 (2022)**

Heft 320

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

<p>Wortlaut zum ersten: <i>Tick Tack</i>, der neue Roman von Julia von Lucadou, spielt im Vorhof der digitalen Hölle. Von Gallus Frei-Tomic</p> <p>42</p>	<p>Wortlaut zum zweiten: Neue Programmtitel, neues Festivalzentrum, neuer Schwerpunkt am Festival. Von Peter Surber</p> <p>43</p>	<p>Als die Schweizer Literatur «white no longer» wurde: Vincent O. Carters Bernbuch <i>Meine weisse Stadt und ich</i>. Von Karsten Redmann</p> <p>44</p>	<p>100 Jahre, 135 Autor:innen: Charles Linsmayers Lesebuch <i>20/21 Synchron</i> spiegelt die viersprachige Schweiz. Von Peter Surber</p> <p>47</p>
<p>In Egnach gärt die Kultur: Der Tankeller der ehemaligen Mosterei wird mit reichhaltigem Programm zwischengenutzt. Von Roman Hertler</p> <p>48</p>	<p>«Da bi glaub gar nöd l». Doch: Manuel Stahlberger ist mit seiner Band und dem Album <i>Lüt of Fotene</i> ganz oben angekommen. Von Andrin Uetz</p> <p>49</p>	<p>Mäntel gegen die Angst: Die brasilianische Künstlerin Rivane Neuenschwander im Kunstmuseum Liechtenstein. Von Kristin Schmidt</p> <p>50</p>	<p>Radikal persönlich: Eva Vitijas feinfühlicher Dokfilm über die Schriftstellerin Patricia Highsmith kommt ins Kino. Von Corinne Riedener</p> <p>51</p>
<p>Dracula in Trogen, Capslock Superstar im Weltall, Sounds von Playmob.il und Scham im «Strapazin»: Der Kulturparcours.</p> <p>53</p>			

Das Ticken einer Zeitbombe



Julia von Lucadou. (Bild: Guido Schiefer)

Almette ist 15, hochbegabt, mit dem Gefühl, der Welt, in die sie hineingeboren wurde, alles andere als zugehörig zu sein. Nach einer Aktion, die als Suizidversuch gewertet wird, sitzt sie einer Psychologin gegenüber, für ihre Mutter die einzige Möglichkeit, die «Sache» an den Nagel hängen zu können. Mette selbst hatte die Aktion in den Sozialen Medien inszeniert, weil der Konsum solcher Videos jenes Prickeln verursacht, das einem beweist, dass man lebt.

Almette fühlt sich nicht nur der Psychologin überlegen. Alles, was sie sieht, ist die permanente Bestätigung dessen, dass die Welt ihr nicht gewachsen ist. Eigentlich will Mette nichts mehr, als sich aus dem ganzen Theater auszuklinken. Einzige Vertraute ist Yağmur, ihre Freundin mit türkischen Wurzeln, Tochter eines Arztpaars, das kaum je zuhause ist. Auch sie eine intellektuelle Überfliegerin, wenn auch nicht derart zur Kompromisslosigkeit bereit, wie Mette, die mit 15 nichts mehr will, als aus dem Dunstkreis ihrer Bemutterung und dem aufgesetzten Feminismus ihres Vaters zu entfliehen.

Alles schreit nach Bestätigung im Netz

Almette ist das Opfer einer entstellten Gegenwart, die ihr Sein nur noch auf Bildschirmen und Displays gespiegelt sieht, die in «Existenzängste» gerät, wenn sie «die Natur zu radikal an sich heranlässt». Almette und Yağmur wollen nicht weniger, als die Macht jenen entreissen, die das «Schicksal der Menschheit in den Händen von geriatrischen, testosterongesteuerten, geldgierigen CEOs lassen». Almette führt gar ein Fake-Tagebuch, um darin eine alternative Storyline ihres Lebens zu ziehen, für den 100-prozentigen Fall, dass ihre Eltern es lesen und glauben, was sie lesen.

Alles, was Almette tut, schreit nach Bestätigung im Netz, nach Follower:innen. Die Resonanz im Netz spiegelt ihre Existenz. Almette ist die Verkörperung dessen, was passiert, wenn individualisierter Hochmut und selbst befeuerte Arroganz die einzigen Waffen werden, um gegen den Strom anzukämpfen, den letzten Rest Selbstwahrnehmung zu retten.

Tick Tack ist ein Roman, der schwindlig macht zwischen Entsetzen, Verunsicherung und dem Schmerz darüber, der Hölle ein Stück näher gekommen zu sein. Autorin Julia von Lucadou liest am Wortlaut-Festival Ende März in St.Gallen. Von Gallus Frei-Tomic

Dann lernt Almette Jo kennen, den älteren Bruder von Mia aus ihrer Klasse. Almette bestimmt Mia zu ihrer Musterfreundin, aber wieder nur, um falsche Fahrten zu legen. Denn fasziniert ist sie von Jo, eigentlich Joshua, zehn Jahre älter als sie. Er liegt in seinem ehemaligen Kinderzimmer, von seinem «Mutttertier» umsorgt, weigert sich, an dem teilzunehmen, was sich vor seiner Tür abspielt.

Jo ist exmatrikuliert, was aus der Sicht seines Muttertiers nur ein grosses Missverständnis sein kann. Einer, der auch mit Unverpacktläden und Lastenfahrrädern nicht an ein Überleben der Spezies glaubt. Für Jo ist die Menschheit verloren, einziger Ausweg: der Massensuizid. Dafür will er all das, was in den sozialen Medien kocht, zu seinen Gunsten nutzen, nicht zuletzt das Inszeniertalent der Freundin seiner kleinen Schwester.

Die Lunte brennt

Jo und Mette freunden sich an. Wobei bis fast zum Schluss des Buches nicht klar ist, ob diese Freundschaft Mittel zum Zweck ist oder die sanfte Annäherung zweier Fremdkörper, die sich von der Gravitation verabschiedet haben. Beide sind der Überzeugung, sich der grossen Lüge entziehen zu müssen. Und als Corona all jenen in die Hände spielt, die schon immer ahnten, dass im Verborgenen die unsichtbaren Fäden gezogen werden, wird es der Kampf gegen all die Lemminge, die fremdgesteuert auf den Abgrund zurennen. Jo wird Mettes Priester, Mette Jos Messias, der die Botschaft in die Welt bringen soll, den grossen Knall. Jo hat seine Lunte gefunden. Mette brennt lichterloh.

In den 1970ern und 80ern war die Hippiebewegung der Kampf gegen das Establishment, das Spiessbürgertum, gegen Konvention und Verknöcherung. Auch Jo und Mette wollen, dass kein Stein auf dem andern bleibt. Ihr Kampf richtet sich gegen die Welt ihrer Eltern.

Julia von Lucadou erzählt in zwei ineinander verwobenen Strängen: aus der Sicht der 15-jährigen Mette, die den Kampf der jungen Frau schmerzhaft nachvollziehbar macht, und aus der nur schwer durchschaubaren Sicht von Jo. Dieser suhlt sich wie ein Hikikomori im Zimmer seiner Kindheit, um von dort den Flächenbrand zu zünden. *Tick Tack* ist von einer sprachlos machenden Unmittelbarkeit, als wäre die Autorin mit dem Stoff unmittelbar der zähen Suppe der Pandemie entstieg.

Nach dem ersten Lockdown fragte mich einmal ein Schriftsteller: «Worüber schreiben, wenn sich alles versteckt.» Warum nicht so wie Julia von Lucadou – und die Hand mitten ins Feuer halten!

Literatur in 3D

Das Literaturfestival Wortlaut erfindet sich einmal mehr neu – nicht grundsätzlich, aber in seinem Aufbau. Und es gibt sich für die 14. Ausgabe vom 25. bis 27. März ein Schwerpunktthema: Digitale Literatur. Von Peter Surber

Was passiert, wenn ein Text dreidimensional wird? Die Autorin und Künstlerin Sarah Elena Müller hat die Probe aufs Exempel gemacht. Grundlage ihres seit 2019 entwickelten Virtual-Reality-Projekts «Meine Sprache und ich» ist ein Text der österreichischen Autorin Ilse Aichinger. Die Leserin, die hier zur Besucherin wird, betritt einen virtuellen, dem Text nachempfundenen Raum, in dem Wörter zu Dingen oder Ereignissen werden.

Wers wagen will, muss sich um eines der exklusiven Tickets für das gut halbstündige Spiel bewerben, denn es ist für eine Einzelperson programmiert, Plätze sind entsprechend rar.

Hoffnung auf neues «digitales» Publikum

Müllers Projekt «Meine Sprache und ich», entwickelt mit Unterstützung des Förderprogramms Buch und Literatur Ost+ der Ostschweizer Kantone, ist Teil des inhaltlichen Schwerpunkts «Digitale Literatur», den sich das Wortlaut-Festival dieses Jahr auf die Fahne schreibt. Neben Sarah Elena Müller, 1990 in Amden geboren, kommen als prominente Stimmen der Netz-Literatur Stefanie Sargnagel und Max Kersting nach St.Gallen. Sargnagel ist in ihren Anfängen mit Statusmeldungen auf Facebook bekannt geworden, Kersting nutzt Instagram und Fundsachen aus dem Web literarisch.

Ebenfalls zum Schwerpunkt passt das neue, tik-tok-inspirierte Buch *Tick Tack* der deutschen Autorin Julia von Lucadou – mehr dazu im Beitrag links.

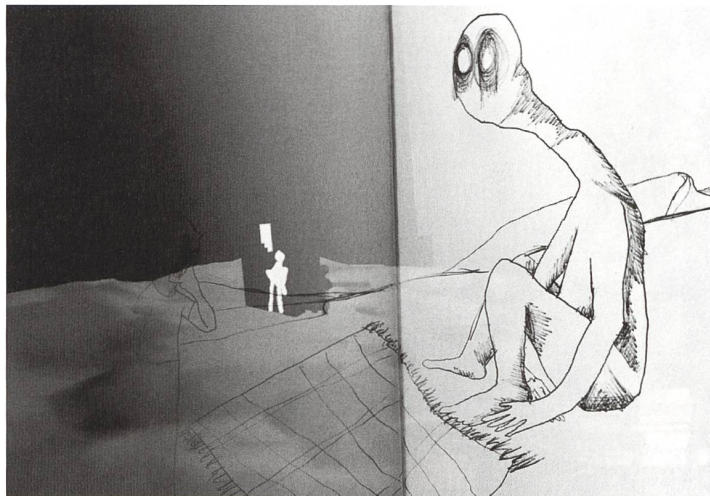
Hat Literatur im digitalen Raum Zukunft? Rebecca C. Schnyder, Programmverantwortliche des Wortlaut-Festivals, sagt: «Das Thema ist zumindest brennend genug, um darüber zu reden. Es öffnet neue Räume und erreicht damit auch eine neue Leserschaft ausserhalb des kuratierten Literaturbetriebs.» Das Festival selber bleibt allerdings analog; um darüber hinaus die digitale Schiene mitzufahren, fehlten die Ressourcen, sagt Schnyder.

Mehr Zeit, mehr Szenisches

Die letzten zwei Jahre waren pandemiebedingt Wortlaut-los (mit Ausnahme einzelner digitaler Formate wie dem «Coronahauer» von Saiten und Theater am Tisch 2020 und 2021). «Kultur live erleben und sich an Kulturveranstaltungen begegnen; beides mussten wir mitunter schmerzlich missen», steht in der Einladung zum Festival. Um mehr Begegnung zu ermöglichen, dehnt sich das Festival deshalb neu vom Samstag auf den ganzen Sonntag aus.

Neu sind auch die Programmschienen. Statt wie bisher mit Jandl-Titeln mehr launig als aufschlussreich umschrieben («laut», «luise», «lechts» und «rinks»), gibt es neu die Spartenteilung «Bühne», «Buch» und «Bild».

Namentlich die Bühnensparte öffne neue Möglichkeiten für szenische und musikalische Auftritte, die bisher beim Wortlaut eher zu kurz kamen, sagt Rebecca C. Schnyder. Das bewährte Profil des Festivals bleibe aber erhalten, mit jenem starken Gewicht auf Comic und Graphic Novel, auf



«Strandbegegnung», Szene aus dem VR-Projekt von Sarah Elena Müller. (Bild: pd)

Poetry Slam und Spoken Word, das St.Gallen aus anderen Literaturfestivals heraushebt.

Gezeichnete Literatur kommt zum Beispiel von Lina Ehrentraut, von Adam Vogt, Hannes Richert oder der einheimischen Lika Nüssli, die in *Starkes Ding* an ihren Vater erinnert. Die Zeichnerin Maeva Rubli und die aus Syrien geflüchtete Autorin Anisa Alrefaei Roomieh stellen ihr im Dialog entstandenes Buch *bei dir, bei mir* vor.

Spoken Word bieten die in Luzern tätige St.Gallerin Miriam Schöb, das Duo Loretta Shapiro, Moser/Muheim, die Zürcher Kabarettistin und Musikerin Rebekka Lindauer und der traditionelle Dialekt-Poetry-Slam. Romane stellen Esther Becker (*Wie die Gorillas*) oder Yael Inokai (*Ein simpler Eingriff*) vor, Lyrik ist von Rolf Hermann und Ronya Othmann zu hören.

Neues Zentrum mit Stadthaus und Denkbar

Zum Wortlaut gehören weiterhin auch die literarischen Stadtrundgänge von Richard Butz und Nathalie Hubler, der Gassenhauer von Saiten und Theater am Tisch, neu vom Stadthaus auf die Gasse und den nahen Dom geschmettert, sowie die Festivalbeiz – diesmal ist es die Denkbar, vis-à-vis des Stadthauses der Ortsbürgergemeinde als neuem Festivalzentrum. Weitere Spielorte sind Kellerbühne, Palace, Grabenhalle, Kunstmuseum und Militärkantine.

Die traditionelle «Ostschweizer Bühne», das Format für Kurzauftritte mit Autorinnen und Autoren aus dem Ostschweizer Literaturnetz, fehlt dagegen im diesjährigen Programm. Man suche für die regionalen Stimmen ein neues, attraktives Format, für ein nächstes Mal, sagt Rebecca C. Schnyder.

Neu sind dafür «Blinddates», bei denen in der Denkbar zwei Autor:innen aufeinandertreffen, und die Schreibwerkstatt. Und ebenfalls eine Premiere gibt es zum Auftakt am Freitagabend: Auf einem Stationenweg rund um die Militärkantine lesen Katja Brunner, Rolf Hermann, Adam Vogt und Schauspieler Marcus Schäfer aus selbstgewählten Texten.

Auf den Strassen kam es fast zu Auffahrunfällen

Vincent O. Carter, ein junger schwarzer US-Amerikaner, reist Anfang der 1950er-Jahre nach Bern. Als Schwarzer in einer weissen Stadt ist er alltäglichem Rassismus ausgesetzt. Er schreibt darüber ein Buch, das erst jetzt, mit 65 Jahren Verspätung, auf Deutsch herauskommt: *Meine weisse Stadt und ich*. Von Karsten Redmann



Vincent O. Carter, lesend und in den Gassen Berns. (Bilder: Staatsarchiv des Kantons Bern / FN Baumann 229)

Mit 33 Jahren beendet Vincent O. Carter die Arbeit an seinem über 400 Seiten umfassenden Buchmanuskript mit dem späteren Titel *The Bern Book*. Vier Jahre hat der in bescheidenen Verhältnissen in Kansas City, Missouri, aufgewachsene Autor daran gefeilt. Am 25. Oktober 1957 schreibt er den letzten Satz, der wie etliche Sätze im Manuskript mit drei Punkten endet. Die Niederschrift besteht aus 78 Kapiteln und ist ein Sammelsurium aus Texten unterschiedlichster Art: Roman, Essay, Tagebuch und Brief. Er selbst nennt es in seinem Vorwort ein «Reisebuch» und erläutert:

«Schauplatz meiner partiellen (und nach wie vor nicht abgeschlossenen) Metamorphose ist die Stadt Bern – das Objekt, auf das ich meine Aufmerksamkeit richtete und dem ich die fragmentarischen Eindrücke verdanke, die ein Licht auf meine Identität werfen. Es ist also im Wesentlichen ein Reisebuch. Doch da ich die Relativität von «Zeit» und «Ort» geltend gemacht und das erlebende «Ich» auf einen Bewusstseinszustand reduziert habe, muss dies vor allem als Aufzeichnung einer Reise des Geistes angesehen werden.»

Carters Schriftstück ist ein verspieltes Werk, nach innen gerichtet, melancholisch; versammelt Beobachtungen, Geschichten, Reflexionen. Der Untertitel «A Record of a Voyage of the Mind», wie es im amerikanischen Original heisst, trifft die genuine Erzählweise aufs Genaueste. Es ist ein höchst subjektives Berichten, das gerne abschweift, mäandert, nach allen Seiten hin ausbricht.

Im Gegensatz zu James Baldwins stark historisch argumentierendem Leukerbad-Essay *Stranger in the Village*, welcher im Oktober 1953 in «Harper's Magazine» veröffentlicht wurde und seither aufgrund seiner meisterlichen Dialektik grosse Wellen in intellektuellen Kreisen geschlagen hat, muss die Gedanken- und Schreibarbeit seines Berner

Autorenkollegen als ideell bezeichnet werden. Für Baldwin führen die historischen Tatsachen folgerichtig in eine nie-mehr-weisse Zukunft, für Carter zu der humanistischen, ja ganzheitlichen Idee, dass alle Menschen von Grund auf gleich sind.

Hysterische Reaktionen

Und so macht er vor allem in der Berner Bevölkerung das eigentlich fremde Wesen aus, erklärt die über Jahrhunderte gewachsene Identität der Bernerinnen und Berner als all-gemeingültiges Problem; eines, das auch von aussen so gesehen werden kann.

«Daher wirkt Bern wie ein auf Hochglanz poliertes Warenhaus mit reichlich bestückten Schaufenstern, um die eigenen Bedürfnisse zu befriedigen und Fremde anzulocken, die es zwar fürchtet, ohne die es aber nicht überleben kann.»

Ende 1953 lebten gerade mal 8600 gemeldete Ausländer:innen in der 153'839 Einwohner grossen Bundesstadt. Als Schwarzer unter Weissen nennt sich Carter in diesem Zusammenhang einen «schrägen Vogel», bezeichnet sich als einzigartig unter all den anderen Menschen, die ihn umgeben und die Berner Gesellschaft zu der Zeit ausmachen.

«Wenn ich das Mövenpick betrat, fielen den Leuten Messer und Gabeln aus der Hand, sie verdrehten die Köpfe, sassen mit offenen Mündern da, Babys kreischten hysterisch los und Frauen riefen: «Gott, steh uns bei!» Die ganz Mutigen hielten ihre Babys hoch, damit sie sich den schwarzen Mann ansehen konnten. Auf den Strassen kam es fast zu Auffahrunfällen, weil die Fahrer damit beschäftigt waren, mich anzugaffen.»



Erst 16 Jahre nach Beendigung des Manuskripts wird *The Bern Book* in den USA veröffentlicht. Der Widerhall ist gering. Kaum einer interessiert sich für das Werk. Der Autor selbst hat sich damals, 1973, bereits von der Literatur ab- und der Malerei zugewandt.

Eine Erklärung für die zurückhaltende Rezeption in den USA liegt möglicherweise in der historischen Gesamtsituation: Die Rolle schwarzer Autorinnen und Autoren wurde zu der Zeit – im Kontext der Bürgerrechtsbewegung – sehr eng gefasst. Wenn, dann sollte idealerweise politisch engagierte Protestliteratur verfasst werden. Carters Werk war dafür zu leise. Diese Sichtweise teilte auch der amerikanische Autor Herbert R. Lottmann. In seinem Vorwort zu Carters *The Bern Book* schreibt er:

«Die beste schwarze Literatur dieser Zeit waren Protestschriften und nicht Romane. Für einen Schriftsteller protestierte Carter aber einfach zu wenig.»

Selbstverständlich ist dies ein Urteil in einer politisch hoch aufgeladenen Zeit. So wie auch die Erlebnisse Carters stets zeitgebunden sind. Nichtsdestotrotz ist *Das Bernbuch* ein an manchen Stellen bissiges Porträt der Schweizer Gesellschaft in den 1950ern, ironisch gefärbt und literarisch gekonnt aufbereitet.

Bern blieb sein Schicksal

Vincent O. Carter blieb der Stadt bis zu seinem Tod im Jahr 1983 verbunden. Wobei sich sein Leben in den Jahrzehnten seines Aufenthaltes immer wieder veränderte. Auf Hochphasen folgten etliche Tiefphasen. Carter litt mitunter an Depressionen, so sehr setzte ihm sein sozial prekärer Zustand zu. In den ersten Monaten in Bern wurde er oft mit der Frage konfrontiert, warum er sich ausgerechnet diese Stadt als Lebensmittelpunkt ausgesucht habe.

«Oh ... mir gefällt Bern ganz gut. Es ist eine sehr schöne Stadt. Sehr sauber ... Gut geführt. Gemütlich ... solange man über das nötige Kleingeld verfügt, um sie wirklich zu genießen ... »

Des Öfteren musste er umziehen, versuchte im Allgemeinen sparsam zu leben, setzte alles auf die Kunst. Er mochte keine falschen Kompromisse eingehen. Die ersten Wochen lebte er von seinem Ersparten, dann bekam er Aufträge fürs Radio, schrieb Texte für «Radio Bern». Die Einnahmen blieben jedoch spärlich. Weil das Geld nicht ausreichte, arbeitete er als Englischlehrer, gab wöchentlich Nachhilfe. Auch im Theater wurde er hin und wieder für eine Rolle besetzt. Doch nichts war von Dauer. Einmal gelang es ihm, eine Geschichte an eine Zeitschrift zu verkaufen. Dies blieb jedoch eine Ausnahme.

Carter erfand sich in Bern, das er damals als sehr provinziell wahrnahm, stets neu – das ging sogar so weit, dass er in seinen letzten Lebensjahren eine Art spiritueller Wende durchlief: Seine Interessen gingen mehr und mehr in Richtung altindischer Mystik und Meditation. Die Kunst, ob Schriftstellerei oder Malerei, traten dabei deutlich in den Hintergrund. Erst posthum, 2003, erschien ein weiteres Werk aus seiner Feder, ebenfalls in den USA, diesmal aber ein Roman – *Such Sweet Thunder*. Die Kritik zeigte sich begeistert.

In *Such Sweet Thunder* erzählt Carter von seiner Kindheit in Kansas City während der 1920er- und 30er-Jahre, einer Zeit, die in den USA von Rassentrennung und Ungerechtigkeit geprägt war. Bereits 1963 soll er das Manuskript fertiggestellt haben. Laut Limmat-Verlag ist die Übersetzung des Romans bereits in Vorbereitung.

Was für ein Leben hätte Vincent O. Carter wohl geführt, wäre die Anerkennung seines literarischen Schaffens bereits zu seinen Lebzeiten eingetreten? Hätte er am Schreiben festgehalten? So wie er es die ersten Jahre getan hatte – mit all seiner Vehemenz und Leidenschaft? Leider kann hier nurmehr spekuliert werden. Und welchen Rang Carter als Schriftsteller hat, sei nach wie vor nicht ausgemacht, sagt Herausgeber Martin Bieri (s. Interview auf der folgenden Seite).

Vincent O. Carter: *Meine weisse Stadt und ich. Das Bernbuch*. Aus dem amerikanischen Englisch von Pocio und Roberto de Hollanda. Mit einem Nachwort von Martin Bieri. Limmat-Verlag, Zürich 2021, Fr. 34.–

«Beleidigt-ignorante Haltung»

Herausgeber Martin Bieri über das vergessene Buch *Meine weisse Stadt und ich* von Vincent O. Carter.
Interview: Karsten Redmann

Saiten: Sie bezeichnen den über 400 Seiten starken Text im Nachwort als einen der merkwürdigsten Texte über Bern. Was macht dieses Buch aus?

Martin Bieri: Unter den vielen Büchern über Bern war das lange Zeit eines der verborgensten, eine Apokryphe sozusagen. Ganz selten begegnete man ihm in Brockenhäusern. In der kollektiven Erinnerung kam es praktisch nicht vor. Dabei wird in jeder Tourismusbroschüre erwähnt, was Goethe oder Casanova nebenbei über Bern geschrieben haben. Aber Carters detaillierte Aussehenperspektive liess man links liegen. Er beobachtet die Stadt und ihre Bewohner:innen mit einem kritischen, forschenden Blick. Wo sie ihn seiner Hautfarbe wegen anstarren, schaut er wie ein Ethnologe zurück und schreibt einige unangenehme Wahrheiten auf. Und das erst noch in einer fremden Sprache.

Zusätzlich irritierte, dass Carter selbst kein Fremder blieb, sondern Berner wurde. Die Ablehnung des Buches ist folglich durch die gleiche beleidigt-ignorante Haltung bedingt, mit der man kritischen Büchern in der Schweizer Literatur schon immer begegnete.

Welcher Titel trifft den Inhalt des Buches besser? *A Record of a Voyage of the Mind* (1973) oder *Meine weisse Stadt und ich* (2021)?

A Record of a Voyage of the Mind erinnert an Laurence Sternes *A Sentimental Journey Through France and Italy* von 1768. Carters abschweifender, verspielter Stil ähnelt Sterne ohnehin. In *Meine weisse Stadt und ich* klingt Thornton Wilders Theaterstück *Unsere kleine Stadt* an. Ich weiss nicht, aus welchen Gründen sich der Verlag für den neuen Titel entschieden hat. Die Änderung macht aber wohl deutlich, was uns an dem Buch heute primär interessiert: die nicht-weisse Perspektive, besonders im Hinblick auf Carters Rassismus-Erfahrungen.

Meine weisse Stadt bringt das Hin-und-Her zwischen Fremd- und Zugehörigkeit zum Ausdruck, besonders in Kombination mit dem Porträt des Autors auf dem Cover. Das deckt sich allerdings nicht vollständig mit der Absicht Carters. Das Schreiben war für ihn auch eine Reise zu sich selbst. Wir verfolgen ein Individuum auf dem Weg in die unergründlichen Tiefen des Worts «Ich». Nach einer langen physischen Reise lässt sich Carter in Bern nieder und reist fortan geistig. Weil er aber immer nach innen und nach aussen blickt, ist diese Gedankenreise auch eine in den Geist einer, seiner Stadt.

Wie erklären Sie sich das Selbstverständnis Carters, der ja lange Zeit ein Schriftsteller ohne Werk war?

Carter suchte seinen Platz in der Kunstgeschichte der Moderne, die er gut kannte. Im Paris der 1950er-Jahre, wo er einer unter nicht wenigen amerikanischen Autoren gewesen wäre, fühlte er sich nicht willkommen. In Bern fand er seinen Ort zum Schreiben. Und er schrieb viel, insofern war er nicht «ohne Werk». Nach

dem *Bern Book* verfasste er den Roman *Such Sweet Thunder* über seine Kindheit in Kansas City. Es erschien 1963, fand aber auch fast keine Beachtung. Als das *Bern Book*, 20 Jahre nachdem es Carter geschrieben hatte, endlich erschien, wollte er kein Schriftsteller mehr sein. Carter unterrichtete Englisch, beschäftigte sich mit indischer Mystik und zeichnete. Sein zweites Werk ist die bildende Kunst. Welchen Rang Carter als Schriftsteller hat, ist übrigens nach wie vor nicht ausgemacht. Sein Nachlass befindet sich noch immer nicht im Schweizer Literaturarchiv.

Wie politisch ist das Buch heute noch?

Wer sich immer noch fragt, was am N-Wort verletzend ist, kann sich das von Carter detailliert erklären lassen. Wer aber glaubt, jeder, der das N-Wort benutzt, sei ein ausgemachter Rassist, wird sich auch nicht bestätigt fühlen. Carter bringt die heutigen Diskussionsfronten durcheinander. Sein Rassismus-Verständnis ist sehr genau und voll von härtesten, zeittypischen Diskriminierungserfahrungen. Gleichzeitig bleibt er Optimist und orientiert sich an einem humanistischen Menschenbild. Manchmal ist er viel präziser, manchmal viel versöhnlicher als wir es heute gewohnt sind. Zudem ist das Buch historiografisch interessant, weil es die Stimmung in der Schweiz der 50er-Jahre sehr gut einfängt. Einige von Carters soziologischen und politischen Schlüssen leuchten immer noch ein, andere gar nicht. Die Ansichten des Roman-Ichs zu Frauen und Homosexuellen zum Beispiel sind ziemlich daneben.

Was unterscheidet die Werke von Baldwin und Carter? Wo ergänzen sie sich?

Carter und Baldwin kommen unabhängig voneinander zu gleichen Einsichten. Auch ihre biografischen Situationen ähnelten sich, als sie fast zur selben Zeit in die Schweiz kamen. Allerdings war Baldwin bereits ein zwar nervlich angeschlagener, erfolgloser, aber doch schon geübter Schriftsteller. Carter war ein Niemand. Baldwin wurde weltberühmt, Carter wenigstens stadtbekannt. Carters literarischer Weg ging nach innen, in die Subjektivität. Baldwins Essay *Stranger in a Village* hingegen liefert, obwohl ebenfalls autobiografisch, eine dialektische Analyse der historischen Voraussetzungen rassistischer Segregation. «This world is white no longer», schrieb Baldwin. Ihm und Carter kommt das überragende Verdienst zu, dass nach ihnen auch die Schweizer Literatur «white no longer» war.



Martin Bieri (Bild: Adrian Moser)

Lesebuch für Kompliz:innen

100 Jahre, 135 Autorinnen und Autoren: Charles Linsmayers Anthologie *20/21 Synchron* besichtigt die viersprachige Buchschweiz. Von Peter Surber



«Boden unter den Füßen zu gewinnen, flüchtet man in Erinnerung, sieht sich, wie Lenz, der den 20. Jänner durchs Gebirg ging, als kleiner Bub mit Vater nach dem Vesperbrot, wenn der diffuse Tag unmerklich in die Nacht überzukippen beginnt, vom Dorf durch den frischen Schnee die Aufforstung hinauf zum Glaspas stapfen ...» – ein erster Satz, der hier noch lange nicht zu Ende ist, ein typischer Hänni-Satz. Reto Hänni, 1947 im bündnerischen Tschappina geboren, hat vor wenigen Tagen den Schweizer Grand Prix Literatur 2022 zugesprochen erhalten. Drum haben wir ihn als ersten gesucht im Lesebuch zu hundert Jahren Schweizer Literatur, das Charles Linsmayer herausgegeben hat. Hänni ist natürlich drin – aber nicht mit einem Auszug aus seinen Romanen mit den rabiaten Kurztiteln *Ruch*, *Flug* oder *Sturz*, sondern mit einem original für das Lesebuch geschriebenen Text: *Glaspas*.

Von «überraschend vielen» noch lebenden Autorinnen und Autoren habe er solche bisher unveröffentlichten Beiträge für die Anthologie erhalten, schreibt Linsmayer im Nachwort und bedankt sich für das «intensive Jahr» mit Schweizer Literatur, das ihm die Gespräche mit den Angefragten und die Arbeit am Buch beschert hätten.

Kanon und Entdeckungen

Eine solche intensive Entdeckungsreise durch Regionen, Themen und Jahrzehnte bietet das Buch auch den Leserinnen und Lesern. Es schlägt einen gewaltigen Bogen von 1920 bis 2020, aber geordnet ist es nicht chronologisch, sondern thematisch in kleinen, eher ad hoc gebildeten als systematisch wirkenden Gruppen. «Frühe Erfahrungen» stehen am Anfang, es folgen Texte über die Liebe, über «Väter und Mütter», «Freundschaften», «Städte und Landschaften», die Schweiz wird verhandelt oder der Tod, Schicksale «Auf der Schattenseite» oder Erlebnisse «Jenseits des Realen», Witziges steht neben Tragischem – ein beinahe unerschöpfliches Kaleidoskop von Stimmen und Stimmungen.

Walser, Hesse, Ramuz, Hohl, Inglin und so weiter: Die Klassiker sind drin, die Grossschriftsteller von Frisch bis Dürrenmatt bis Burger bis Nizon, die erste Autorinnengarde von Annemarie Schwarzenbach, Alice Rivaz, Amélie Plume, Agota Kristof, Luisa Famos bis Helen Meier. Linsmayer hat den (inoffiziellen, aber über ein Jahrhundert herauskris-

tallisierten) Kanon des viersprachigen Literaturschaffens intus und teils mitgeprägt: Er erinnert auch an Namen, die vermutlich vergessen wären, wenn er sie nicht selber seit den Achtzigerjahren in den 30 Bänden der Reihe «Frühling der Gegenwart» oder in der vierzigbändigen Edition «Reprinted by Huber» ans Licht geholt hätte: Francis Giauque, Cilette Ofaire, Monique Saint-Héliier, Kurt Guggenheim ...

Man kommt mit Aufzählen nicht nach. Die Jüngsten? Arno Camenisch, Dorothee Elmiger, Meral Kureishi, Anna Stern, alles Achtzigerjahrgänge. Die Ostschweiz? Neben Elmiger und Stern sind Regina Ullmann, Niklaus Meienberg, Helen Meier, Eveline Hasler, Peter Stamm und Peter Weber in Linsmayers «Long List» aufgenommen. Dagegen fehlen wichtige regionale Stimmen wie Christoph Keller, Christian Uetz, Christine Fischer, Renato Kaiser, Lara Stoll und andere.

Generell sind Spoken-Word-Stimmen rar, wohl dem ausdrücklichen Lesebuch-Charakter geschuldet. «Vollständigkeit wurde nicht angestrebt», schreibt Linsmayer gleich selber im Nachwort – bei schweizweit rund 2500 Schriftstellerinnen und Schriftstellern wäre das auch ein Ding der Unmöglichkeit. Die Auswahl habe sich aus seinen Vorlieben und Erfahrungen ergeben. Begründungen, Gewichtungen und Tonalitäten, Wahlverwandtschaften und Kontraste schält das Nachwort heraus, und eine unübertreffliche Leistung sind die 135 Kurzbiografien, je eine Seite lang, die alle im Buch vertretenen Autorinnen und Autoren samt Bild vorstellen.

Vögel und Pilze

Am besten folgt man also als Leser ebenfalls seinen Vorlieben. Findet zum Beispiel Dorothee Elmigers Lockdown-Reflexion *Schlafprotokoll*, verfasst für eine Produktion am Zürcher Schauspielhaus 2020. Oder einen gespenstisch apokalyptischen Text mit dem Titel *Vögel, frittiert* der Zürcher Romanautorin Silvia Tschui. Darin ist die Welt, überhitzt und zu Tode ausgebeutet, am Ende, die Farben verloren, der Boden ausgetrocknet, die Wörter vergessen, «und man hatte nie eine Chance». «Verhängnis und Vision» heisst das Kapitel, in dem auch eines der wenigen Gedichte im Band zu finden ist, Raphael Urweiders *tropische trauer*. Zur Aufheiterung folgt ein paar Seiten weiter Peter Webers *Pilz-öffentlichkeit*, in der die Hallimasche das letzte Wort haben.

In einer kulturpessimistischen Schlussbetrachtung warnt der Herausgeber vor der «digital unterfütterten Jekami-Unterhaltungskultur globalen Zuschnitts», die das gedruckte Wort zunehmend «in eine Randexistenz» dränge. Er hofft im Gegenzug auf ein Leseublikum, das, statt «Trends und Moden» zu folgen, dem Geschriebenen wieder mehr Zeit widmet und «zu neugierigen, aufnahmebereiten, geduldigen Adressaten und echten, begeisterungsfähigen Komplizen der Schreibenden» wird. Sein Lesebuch will dazu einen Beitrag leisten.

Charles Linsmayer: *20/21 Synchron. Ein Lesebuch zur Literatur der mehrsprachigen Schweiz von 1920 bis 2020*, Th. Gut Verlag 2022, Fr. 39.–

Buchvernissagen:

8. März, 19.30 Uhr, Raum für Literatur St.Gallen, mit Charles Lewinsky,

Ilma Rakusa und Silvio Huonder

10. März, 19.30 Uhr, Literaturhaus Thurgau, mit Klaus Merz und Silvia Tschui

In Egnach gärt die Kultur

Mit «Kultur im Tankkeller» wird in Egnach die ehemalige Thurella-Mosterei zwischengenutzt. Das Programm ist reichhaltig. Dabei geht es auch um die künftige Dorfgestaltung. Von Roman Hertler



Pascal Leuthold und Andrin Uetz im Keller. (Bild: hrt)

Kalt ist es in den Gemäuern. Das muss so sein: Hier wurden früher Apfelsaft und Halbfabrikate hergestellt. Überall in den Kellern stehen und liegen noch riesige Tanks, einige sind einbetoniert, andere gelb oder rot angemalt. Die alte Mosterei in Egnach, gleich hinter dem Bahnhof, wo zuerst die Thurella AG und danach bis 2015 Möhl Obst verarbeitet haben, hat sich jetzt in eine Spielwiese für Musik und Kunst verwandelt.

«Kultur im Tankkeller» heisst die Zwischennutzung des Vereins «Kerngehäuse», die bis Ende Mai mit einem reichhaltigen Programm aufwartet. Musiker und Veranstaltungschef Andrin Uetz und Projektleiter Pascal Leuthold führen durch die 2500 Quadratmeter grosse, unterirdische Kunstlandschaft, die beim Besuch Mitte Februar erst am Entstehen ist. An der hohen Wand gegenüber der Einstiegstreppe sind bereits die Umrisse eines riesigen Tiers oder Ungeheuers zu erkennen, frisch gepinselt vom Zürcher Künstlerduo Bošković-Scarath.

Geballte Ladung Kunst und Musik

Ebenfalls im «sterilen Arbeitskeller» eingerichtet hat sich Co Gründer mit ihren grossen farbigen Tüchern. Im nächsten Raum, dem zwölf Meter hohen «Steriltank», hat Gründer provisorisch weitere Tücher zur Bemalung, Farbtuben und Museumspantoffeln bereitgelegt. Im kleineren Raum nebenan, wo einst die komplizierte elektronische Steuerungsanlage untergebracht war, führen nur noch ein paar Kabel der Decke entlang. Auf dem Boden frisch aufgemalt: eine überfahrene Kuh, die aber noch unfertig ist. Es fehlt noch das Rot.

Viele weitere Künstler:innen aus allen Landesgegenden sind angekündigt, die die Kellergewölbe hier bespielen mit Klanginstallationen, Performances und anderen Interventionen: darunter Olga Titus, Jan Kaeser, Max Bottini, Susanne Hefti, Simone Kappeler. Andy Guhl wird die alten Tanks in einem Raum scheppern lassen, das «Konzentratlager» wird durch Stephan Philippi zum künstlichen Klang- und Lichtwald. Andrea Vogel hat eine Videoperformance aufgezeichnet, die den Spuren körperlicher Arbeit und industrieller Entwicklung

folgt, und wird wohl an der Vernissage am 5. März zusätzlich live performen. Im «Gärkeller» leuchten bereits Urs Burgers Kreationen. Der Cheftechniker des Kunstmuseums St.Gallen schafft mit seiner Neonröhren-Kunst eine retrofuturistische Atmosphäre.

Am meisten Zeit wird man nach den Besichtigungen wohl im oberirdischen und vor allem beheizten Bistro verbringen, das im denkmalgeschützten Hauptgebäude eingerichtet wurde und mit eigens für die Zwischennutzung hergestellten Teppichen mit 70er-Jahre-Mostwerbesujets auftrumpft. Hier steht auch die Bühne für die Musiker:innen. Der St.Galler Musiker und DJ Bit Tuner wird im grossen Saal, im «Sterilkeller», raven, und wenns vom Klang her passt eventuell die Thurgauer Thrash-Metal-Band Corpus Delicti. Auch das Sinfonische Orchester Arbon ist angekündigt.

Ein musikalisches Highlight wird sicherlich der Auftritt von Anka Koi, die in Wien längst als Pop-Diva oder auch als Anti-Diva gefeiert wird, hierzulande aber immer noch als Geheimtipp gilt. Zu Besuch in Egnach wird auch Julian Sartorius sein, einer der umtriebigen Schlagzeuger der jungen Schweizer Musikszene. Er wird auf einem Untergrundspaziergang die Kellerwände und Tanks betrommeln.

Es geht auch um Egnachs Zukunft

Das ehemalige Thurella-Areal gehört der Metter2Invest und soll überbaut werden (Saiten berichtete). Einzig das Hauptgebäude bleibt. Über 150 neue Wohneinheiten sollen hier entstehen. Auch auf der anderen Seite des Gleises sind 300 Wohneinheiten geplant. «Die Bevölkerung Egnachs wird in den nächsten zehn Jahren um rund 2000 Personen wachsen», sagt Tankkeller-Projektleiter Pascal Leuthold. «Und hier auf dem Thurella-Areal entsteht ein komplett neues Dorfzentrum.» In Egnach machen sich mittlerweile verschiedene Gruppen Gedanken dazu, wie das Dorf einmal aussehen soll. Man hat im Nachbardorf Neukirch gesehen, wie eine Zentrumsgestaltung auch misslingen kann. Dort stehen heute etliche neugebaute Gewerberäume leer.

Tankkeller-Veranstalter Andrin Uetz erklärt den Antrieb für die Zwischennutzung in der alten Mosterei: «Wir wollen zeigen, was hier, im künftigen Dorfzentrum alles möglich wäre. Wir hoffen, dass vielleicht zumindest das Bistro auch nach der Zwischennutzung weiterbestehen kann.»

Das Interesse in der Bevölkerung, an der Dorfentwicklung ebenso wie an der Zwischennutzung, ist riesig. Das zeigt sich auch beim lokalen Gewerbe, das tatkräftig mitanpackt bei den baulichen Massnahmen für den «Tankkeller». Auch die Politik ist dem Projekt gewogen. Die umliegenden Gemeinden haben allesamt bei der Finanzierung mitgeholfen. So wird das Dorf im Dreieck zwischen Arbon, Romanshorn und Amriswil plötzlich zum kulturellen Zentrum – zumindest diesen Frühling. Und vielleicht, so die Hoffnung des Vereins, auch darüber hinaus.

Kultur im Tankkeller: Zwischennutzung in der alten Mosterei in Egnach vom 5. März bis 28. Mai. Bistro und Ausstellung jeweils freitags 17–23 Uhr, samstags 13–23 Uhr und sonntags 13–17 Uhr.

Die Platte isch besser

Am 11. März 2022 erscheint das neue Album *Lüt uf Fotene* der Band Stahlberger. Soviel vorab: Es ist sehr, sehr gut.
Von Andrin Uetz

Es beginnt mit Shimmer-Gitarren, einer polyrhythmischen Bassline, sphärischen Synthesizer-Klängen sowie einem treibenden Hi-Hat und Kickdrum. Bereits bei den ersten Worten «Lüt uf Fotene / i mine Albe / verschwumme» lässt sich erahnen, dass Manuel Stahlberger diesmal etwas gelungen sein könnte, was er bei einem Glas Wein bereits im Jahr 2004 nach einem Konzert von Mölä & Stahli in Kreuzlingen zwei jungen Musikenthusiasten erzählte. Er sprach damals davon, dass es doch möglich sein müsse, Mundartlieder mit Wortwitz und Unterhaltungswert zu schreiben, die gleichzeitig an Drive und Eindringlichkeit den angelsächsischen Vorbildern in nichts nachstünden.

Über die letzten Jahre ist nun mit Stahlberger eine Band herangewachsen, die das Zeug hat, diesen frühen Wunsch des Liedermachers zu erfüllen. Nichts gegen das Kleinkunst-Publikum, nichts gegen Liedermacher-Duos, aber hier ist eine Band, die zwar Stahlberger heisst, aber längst weit mehr ist als eine blosse Begleitband in einem Musikkabarett.

E Fiile / Imene Brot

Nicht dass wir uns falsch verstehen, auf *Lüt uf Fotene* gibt es sehr poetische Stellen, die durchaus auf textlicher Ebene funktionieren und Elemente der Liedermacher- und Kabarett-Tradition in sich tragen. Wenn Stahlberger etwa im Song *Hei zu dir* singt «Gfange mit zehni / Ha mi dure kämpft / Gfange mit zwanzgi / Ha mi dure kämpft / Gfange mit drissgi / Ha mir vorgstellt i wär tot / Aber du häsch mir e Fiile gschickt / Imene Brot», so findet sich auch heute noch der typische Aberwitz und Tiefsinn, für den Stahlberger geschätzt wird.

Aber die Musik weist diesmal darüber hinaus. Alles wirkt ein Stück direkter, ehrlicher und vor allem angenehm reduziert. Die Musik hat Platz, die Worte hallen darin nach, bekommen ein musikalisches Eigenleben, welches über das inhaltliche Hören zum verzauberten Lauschen einlädt.

«Do bin i dehei / Do han i scho immer wöle wäg», beginnt Stahlberger den dritten Song, der genauso ohne Umschweife zündet. Im Song *Hütte* wird von einer Überschwemmung erzählt, welche langsam auch das letzte Refugium auf einem Berg einzunehmen droht. Dazu beschwört eine Tenorblockflöte andächtig und zynisch zugleich dieses Hirtenidyll. «I däre Stadt i dem Job / Mit däre Frau und dene Chind / I dem Huus mit dem Blick / Han i scho immer wöle sii / Aber hüt Morge im Lift / Han i plötzlich gmerkt / Da bi glaub gar nöd I», singt Stahlberger über eine Musik, bei der man sich sofort im Publikum eines überschwänglichen Konzertes sieht.

Heilig und absurd

Die Songs sind abwechslungsreich und gut platziert, sodass es über das gesamte Album nie wirklich abflaut. Dafür muss vor allem auch die Band und die Produktion gelobt werden. Im letzten Track kommt sogar noch ein Fretless Bass inklusive Octaver zum Zug, darüber die Worte «D Welt macht zue / Alles muss raus / Grüesch und Farbe / Gääls,



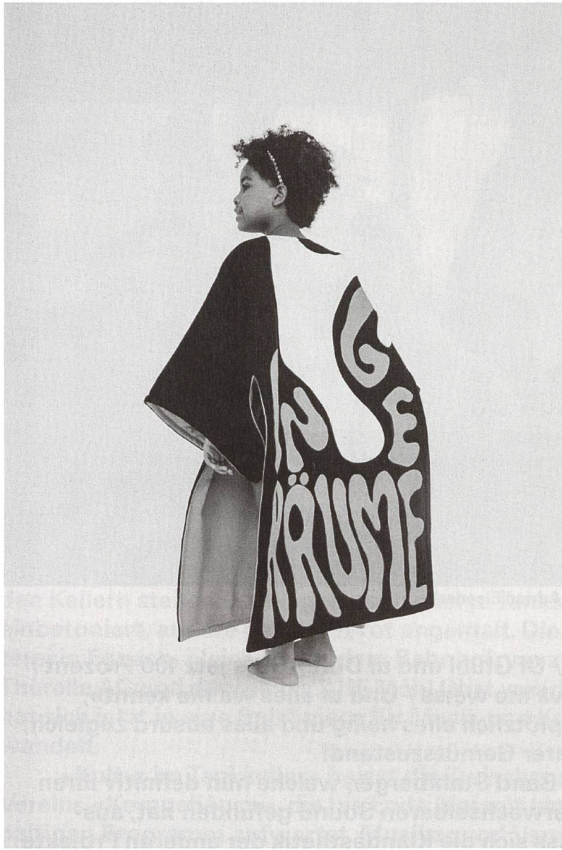
Stahlberger. (Bild: Adrian Elsener)

Grües, Blaus / Uf Gfühl und uf Düft / Git's jetz 100 Prozent / Und uf alles wa me weiss / Und uf alles wa me kennt», und da wirkt plötzlich alles heilig und alles absurd zugleich; ein wunderbarer Gemütszustand!

Was die Band Stahlberger, welche nun definitiv ihren eigenen, unverwechselbaren Sound gefunden hat, ausmacht, ist, dass sich die Klangästhetik der anderen Projekte der Bandmitglieder nun in einer guten Balance finden. Da ergänzen sich etwa die clubaffinen Basslines von Bit-Tuner mit der wehräuchernen Sinnlichkeit von Lord Kesseli and the Drums so gut, dass daraus nicht einfach ein Gemisch, sondern tatsächlich etwas Eigenständiges entsteht. Gut möglich, dass hier der Produzent Olaf Opal (u.a. The Notwist) mit der nötigen Distanz und dem Gehör fürs Ganze dem Album das gewisse Etwas verpassen konnte, was es zu dem macht, was es ist: ein Meilenstein in der Schweizer Musikgeschichte.

Mäntel gegen die Angst

Auf der internationalen Kunstbühne ist Rivane Neuenschwander längst präsent. Nun zeigt das Kunstmuseum Liechtenstein ihre erste umfassende Einzelausstellung im deutschsprachigen Raum. Die Themen der Brasilianerin sind die Ängste und Hoffnungen der Menschen – vor allem der Kinder. Von Kristin Schmidt



Rivane Neuenschwander: *The Name of Fear/Vaduz*, 2021.

Wo kommt die Angst her? Wie lässt sie sich besiegen? Oder wenigstens bannen? Lässt sie sich kleiner und handlicher machen? Rivane Neuenschwander näht Ängste zu Mänteln um. Die brasilianische Künstlerin fragt Kinder, wovor sie sich fürchten. Spritzen, der erste Schultag, Alleinsein in der Dunkelheit, der Bruder, Betrunkene, Kakerlaken, aber auch Tod, Ebola, Flugzeugabstürze oder Erderwärmung – die Ängste der Kinder sind gross oder klein, sie sind konkret oder unbestimmt, aber sie sind immer wichtig und immer ernst zu nehmen. Manche Ängste spiegeln globale Probleme, andere entstammen der direkten Lebenswelt der Kinder.

Moskitos und Überwachungskameras

Neuenschwander hat Kinder dort, wo sie als Künstlerin zu Ausstellungen eingeladen war, und in ihrer Heimatstadt São Paulo gebeten, Mäntel gegen die Angst zu zeichnen. Beschäftigen die Kinder in Brasilien der Dengue-Moskito oder Elektroschocks, sind es in Liechtenstein enge Räume, Schmutzwasser oder Überwachungskameras. Gegen diese Ängste zeichnen die Kinder bunte Mäntel und Capes. Die Entwürfe werden mit Nadel und Faden in Textilien übersetzt.

Stacheln, grosse Kapuzen, dicker Filz, riesige Taschen, leuchtende Farben und Buchstaben – die Mäntel gleichen in ihrem schützenden Charakter den reich verzierten Ritterrüstungen in Mittelalter und Renaissance. Sie sind wunder-

schön und sie können im Kunstmuseum Liechtenstein anprobiert werden: auf dass es gelinge, sich einzufühlen in kindliche Ängste und Bewältigungsstrategien gegen die ur-eigene Angst zu finden.

Auch andere Arbeiten der Künstlerin regen zu intensiven und sehr unmittelbaren Auseinandersetzungen an. Im ersten Ausstellungsraum ist *Ich wünsche Dir einen Wunsch* installiert. Das Werk bezieht sich auf einen Brauch in Salvador, einem brasilianischen Pilgerort. Die Menschen dort binden sich farbige Bänder ums Handgelenk oder an die Kirchenpforte. Jedes Band ist einem Wunsch gewidmet. Fällt es dereinst von alleine ab, geht der still formulierte Wunsch in Erfüllung.

In die Kunstwelt transferiert, ergibt sich eine Wand voller verschiedenfarbiger Bänder mit Wünschen in Deutsch und Englisch. Die Wunschbänder dürfen mitgenommen werden. Im Gegenzug sind alle gebeten, eigene Wünsche zu platzieren, die dann bei einer nächsten Ausstellungsstation auf Reise gehen können. So breiten sich die Wünsche zeitlich und geografisch aus. Oberflächlich betrachtet ist die kunterbunte Installation eine heitere Arbeit, doch hinter jedem Wunsch steckt auch eine Sorge.

Wer ist normal, wer ist verrückt?

Diese Ambivalenz zieht sich durch alle Werke Neuenschwanders. *O Alienista* (dt. Buchtitel: *Der Irrenarzt*) bezieht sich auf eine Geschichte des Schriftstellers Machado de Assis aus dem Jahre 1882, in der ein Arzt eine Nervenheilanstalt eröffnet. Zuerst interniert er dort alle Leute des Städtchens, die er für psychisch beschädigt hält, dann stattdessen alle anderen. Dann lässt er wiederum diese frei, um sich selbst in seine Anstalt zu begeben – denn es lässt sich kaum feststellen, wer krank, wer geheilt und wer nur ein bisschen anders ist.

Neuenschwander übersetzt die Erzählung in Typen aus Pappmaché: Der Richter, der Kreationist, der Guru, der Revolutionär und viele andere selbsternannte Weltverbesserer treten in einer dichten Installation als surreale Puppen auf und haben doch ganz reale Vorbilder.

Die raumgreifenden Arbeiten Rivane Neuenschwanders erhalten in Vaduz zu recht viel Platz, aber auch andere Werke werden sorgfältig und schlüssig im Ausstellungsrundgang präsentiert. Dazu gehört beispielsweise das *Inventar kleiner Tode (Hauch)*. Das Video zeigt Seifenblasen, die über eine Landschaft schweben. Jede geht in die nächste über, sie zerplatzen nie. Die Schönheit der zarten Formen täuscht nicht über ihre Fragilität hinweg und zeigt sehr unmittelbar, warum die Blase als Metapher so tauglich ist.

Ob sie die Plattentektonik und zukünftige Kontinentalverschiebungen mit Carpaccio auf einem Teller darstellt oder Kinderzeichnungen voller Gewalt und Waffen animiert in einem schwarzen Kabinett versammelt – Rivane Neuenschwanders Sprache ist ebenso poetisch wie zugänglich. Ihre Arbeiten behandeln die grossen gesellschaftlichen Themen mit ebenso grosser Leichtigkeit und Empathie.

«Ich habe eine Stunde zur Ewigkeit gemacht»

Im März zeigt das St.Galler Kinok eine Reihe von Highsmith-Verfilmungen. Und den neuen Dokfilm *Loving Highsmith* von Eva Vitija, das feinfühliges Porträt einer Frau, die für die Liebe brannte. Von Corinne Riedener



Patricia Highsmith in den 50ern. (Bild: Filmstill)

Misanthropisch, zurückgezogen, verbittert, von sicht- und unsichtbaren Mauern umgeben. Alleine mit ihren Katzen. So ist die Schriftstellerin Patricia Highsmith öffentlich in Erinnerung. Doch das ist nur eine Seite. Die andere ist: begehrt, schwärmerisch, voller Leidenschaft und Hingabe, aber auch fragil und verletzlich. Highsmith hatte ein bewegtes Liebesleben – und schrieb auch darüber, füllte mit ihren Gefühlen unzählige Notiz- und Tagebücher. Gefunden wurden sie erst nach ihrem Tod 1995, in einem Wäscheschrank in ihrem Haus im Tessin.

Der allererste Eintrag: «Hier ist mein Tagebuch, das den Leib enthält. Das schmerzlichste Gefühl ist das deiner eigenen Schwäche.»

Was will ein Mensch, der fast sein Leben lang Tagebuch führt, sein Innerstes auseinandernimmt und jeden Abend wieder in der Schublade verschliesst? Sich sortieren? Mit seinen widersprüchlichen und ausufernden Gefühlen klarkommen? Schlicht eine Chronik führen? Oder hat dieser Mensch die Hoffnung, dass seine Gedanken, Krämpfe und Einsichten eines Tages gefunden werden und so das Bild, das andere von ihm oder ihr haben, vervollständigen, ja geraderücken? Oder geht es am Ende um beides, alles?

Niedergeschriebene Ambivalenz

Welche Intentionen Highsmith hatte, lässt sich nicht mehr klären. Mit dem Tod endet die Verfügung über das eigene Leben. Ob sie es wollte oder nicht: Ihr Innerstes liegt nun brach vor uns, weit ausgefaltet und wiederum verpackt als Dokumentarfilm – und es rüttelt am Bild. Die Schweizer Regisseurin Eva Vitija hat sich reingewühlt in Highsmiths unveröffentlichte Schriften, die im Schweizerischen Literaturarchiv in Bern liegen. Sechs Jahre und unzählige Lese-, Recherche- und Interviewstunden hat sie in ihren Film *Loving Highsmith* gesteckt, der im Januar an den Solothurner Filmtagen Premiere gefeiert hat.

Aus rein voyeuristischer Perspektive muss man sagen: Danke dafür. Selbst wenn man sich beim Schauen teils ein wenig übergriffig fühlt, sind diese 83 Minuten eine Wohltat. Weil sie das Bild von Highsmith, die vielfach nur als zwar griesgrämige, aber brillante «Thriller-Autorin» wahrgenommen wurde, umkrepeln. Weil *Loving Highsmith* eine leidenschaftliche Frau voller Zerwürfnisse zeigt, die ebenso freizügig wie verkappt mit ihrer Homosexualität und ihrer Identität umgegangen ist. Und weil diese Ambivalenz so ver-

dammt gut in die heutige Zeit, in die polarisierte Gesellschaft passt.

Die ersten Jahre verbrachte Highsmith im konservativen Fort Worth, Texas, wo Rodeo und Rassentrennung an der Tagesordnung waren. Ihre Mutter, eine Grafikerin, liess sich noch während der Schwangerschaft scheiden und zog bald nach der Geburt nach New York, wo sie wieder heiratete. Erst als Patricia sechs war, holte sie sie nach. Das Verhältnis war von Anfang an schwierig. Marijane Meaker, die offiziell letzte Partnerin Highsmiths, bezeichnet die Mutter im Film einmal als «Bitch» – was noch nett formuliert ist in Anbetracht dessen, was man von ihr erfährt.

Eva Vitija arbeitet diese traumatischen Episoden feinfühlig und ohne allzu fest zu psychologisieren auf. Und sie zeigt uns auch die lebensfreudige, ausufernde Highsmith. So begleiten wir sie – «Pat» – in jungen Jahren durch die New Yorker und Berliner Gay-Bars, wo sie sich relativ offen lesbisch gezeigt und entsprechend ausgetobt hat, «ihr eigenes Frauenfestival» feierte und auch gerne mal als «kesser Vater» unterwegs war. Es sind schöne, amüsante Einblicke in die lesbische Subkultur der 50er-Jahre, zum Leben erweckt dank der Gespräche mit Highsmiths ehemaligen Weggefährtinnen Monique Buffet und Tabea Blumenschein.

Lesbisches Happyend? Nur im Roman.

Mit dieser Offenheit war es jedoch nicht weit her, Highsmith führte später nur noch ein verstecktes Liebesleben, auch wenn dieses durchaus reich war. «Wenn meine Erfahrung jetzt abrupt gekappt würde, sexuell, emotional, weiss ich, dass ich genug hatte. Ich habe eine Stunde zur Ewigkeit gemacht», schreibt sie. Es sind Sätze wie diese, die sich im Lauf des Films einbrennen und Highsmith so nahbar machen. Auch im Wissen, dass sie vor allem eines wollte: kein Versteckspiel wegen ihrer Homosexualität, keine Schuldgefühle.

«Schreiben ist natürlich ein Ersatz für das Leben, das ich nicht leben kann, das mir verwehrt ist», heisst es in einem ihrer Tagebücher. Der deutlichste Ausdruck davon ist vermutlich *Carol – The Price Of Salt*, eine lesbische Liebesgeschichte, die sie 1953 unter dem Pseudonym Claire Morgan veröffentlicht hat. Erst 1990 hat sie sich zu diesem Werk bekannt. Es blieb ihr einziger «Mädels-Roman».

Dass Highsmith die erste Literatin war, die mit *Carol* eine lesbische Liebesgeschichte mit Happyend verfasst hat, wie es gerne transportiert wird, stimmt so allerdings nicht ganz. Diese Ehre gebührt, wenn schon, Annemarie Schwarzenbach. In *Eine Frau zu sehen* (1930) sind die Ich-Erzählerinnen und ihre Protagonistinnen Ena Bernstein am Ende in St.Moritz vereint. Um aber fair zu bleiben: Schwarzenbachs berührender Coming-Out-Schatz, den sie mit gerade mal 21 Jahren schrieb, lag lange nur als «Fragment ohne Titel» im Schweizerischen Literaturarchiv in Bern und wurde erst 2007 von ihrem Grossneffen Alexis Schwarzenbach gehoben.

Loving Highsmith: im März im Kinok St.Gallen und im Kino Cameo Winterthur

Kinok-Premiere mit Regisseurin Eva Vitija: 10. März, 20 Uhr
Cameo-Premiere mit Regisseurin Eva Vitija: 11. März, 20.15 Uhr

Ausserdem zeigt das Kinok im März eine Reihe von Highsmith-Verfilmungen: *Strangers on a Train*, *Plein Soleil*, *Der amerikanische Freund*, *Ediths Tagebuch*, *Le cri du Hibou*, *The Talented Mr. Ripley*, *The Two Faces Of January* sowie *Carol*.



Theater
echtstein

Sa 20.09 Uhr, TAK, Schaan | TAK_MUSIC

26.03 triosence «giulia»

Eine Mischung aus Jazz, Fusion und Pop – auch für alle, die mit Jazz bislang wenig Berührung hatten.

So 20 Uhr, SAL, Schaan | TAK_MUSIC / KABARETT & COMEDY

27.03 Helge Schneider

«Ein Mann und seine Gitarre»

Fr 20.09 Uhr, TAK, Schaan | TAK_MUSIC

01.04 Cristina Branco «EVA»

Sie hat ihre Wurzeln im Fado und nimmt diese grosse Liedtradition mit in ein modernes, jazziges Gewand.

Sa 20 Uhr, SAL, Schaan | TAK_MUSIC

09.04 The Branford Marsalis Quartet

Der legendäre amerikanische Saxofonist, Komponist und Bandleader gilt völlig zu Recht als einer der Wichtigsten des zeitgenössischen Jazz.

TICKETS + INFOS

vorverkauf@tak.li www.tak.li
T +423 237 59 69

Kultur im Tankkeller

05.03.22 bis 28.05.22



Programm im März

5.

**Vernissage
Andrea Vogel
Odd Beholder**

11.

Anna Erhard

12.

Corpus Delicti

18.

Projekt ET

19.

Adam's Wedding

20.

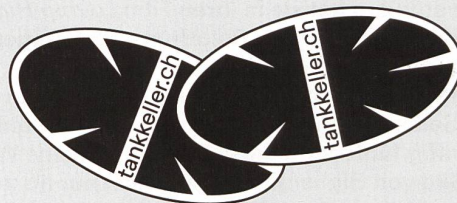
környezet

25.

**Männerchor
Neukirch-Egnach**

26.

Bit-Tuner



tankkeller.ch
Bahnhofstrasse 4, 9322 Egnach

Graf Dracula auf Abwegen

Vor 100 Jahren kam *Nosferatu* in die Kinos – die Spuren des Vampirfilms führen nicht nur in die Karpaten, sondern auch nach Ausserrhoden. Von Peter Surber



Eintrittskarte zur *Nosferatu*-Premiere 1922 in Berlin. (Bild: KBAR)

Das kostbarste Stück ist eine Original-Eintrittskarte zur Filmpremieren vom 4. März 1922 im Marmorsaal des Zoologischen Gartens Berlin – die mutmasslich einzige, die es weltweit noch gibt, sagt die Ausserrhoder Kantonsbibliothekarin Heidi Eisenhut. Im März wird das 100-Jahr-Jubiläum des «Vaters aller Vampirfilme» gefeiert, nicht nur in Deutschland, sondern auch in der Ostschweiz: Das St.Galler Kinok und das Rosental in Heiden zeigen den Film, und in Trogen gibt Heidi Eisenhut Einblick in die hier vorhandenen Dokumente und erläutert die überraschenden Umstände, unter denen sie nach Trogen geraten sind.

Dahinter steckt Albin Grau. Der Okkultist, Grafiker, Filmproduzent und Kunstmaler (1884–1971) spielte neben Filmregisseur F.W. Murnau eine entscheidende Rolle bei der Entstehung des Films. Grau, so wird überliefert, habe im Kriegswinter 1916 als Soldat in Serbien vom Vater eines Bauern erzählen gehört, der ein Untoter, ein «Nosferatu» sei. Nach dem Krieg gründete er 1921 die Filmproduktionsfirma Prana-Film und entwickelte Drehbuch, grafische Erscheinung und auch die Werbung für den Vampirfilm «nach dem Vorbild echt amerikanischer Filmreklame». Gemäss der Zeitschrift «Der Film» habe Grau jede Szene vor deren «kurbelreifer» Übergabe an Murnau bis ins Einzelne zeichnerisch entworfen – was sich anhand der in Trogen erhaltenen Skizzen bestätigt.

Der Film war allerdings ein finanzieller Flop, hinzu kam eine Klage der Witwe des Autors Bram Stoker wegen Plagiats – Murnau und Grau hatten ihre Story dessen 1897 erschie-

nenem Roman *Dracula* abgekupfert. So ging die Prana Konkurs, *Nosferatu* blieb ihr einziger Film, trotz späterer Filmskizzen etwa zu einem Nürnberg-Film 1936, der Graus Begeisterung für den Nationalsozialismus widerspiegelt.

Grau war, wie Heidi Eisenhut in einem Beitrag im Ausserrhoder Kulturmagazin «Obacht» schreibt, seit den 1920er-Jahren zudem an Okkultismus interessiert und ein Anhänger des satanistischen Gurus Aleister Crowley. Ein anderer Adept der esoterischen Gemeinschaft, Hermann J. Metzger, baute nach dem Zweiten Weltkrieg in der «Rose» im ausserrhodischen Stein ein Zentrum der Psychosophie auf, die «Abtei Thelema». Dort meldete sich 1971 Albin Grau mit dem Anliegen, dass «seine geistwissenschaftlichen und bildhaften Arbeiten» nicht in unberufene Hände fallen sollten. So gelangte Graus Nachlass nach Stein – und nach dem Tod der Metzger-Nachfolgerin Annemarie Aeschbach 2008 in die Ausserrhoder Kantonsbibliothek, zusammen mit deren gesamter *Collectio Magica et Occulta* (CMO).

Auf die Ausserrhoder Fährte hat sich auch der Sender Arte gemacht. Für seine 75-minütige Dokumentation *Nosferatu – ein Film wie ein Vampir* wurde unter anderem in Stein und Trogen gedreht. Arte bietet zum 100-Jahr-Jubiläum gleich ein einwöchiges Vampir-Special, in dessen Rahmen die Doku, zusammen mit Murnaus meisterlicher «Symphonie des Grauens», am 9. März zu sehen ist.

Nosferatu: 4. März, Kinok St.Gallen, 20. März Rosental Heiden Originaldokumente zum Film: 6. und 13. März, Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhoden Arte-Dokumentation: 9. März *Nosferatu* mit Live-Vertonung, Duo Garbini & Kuhn: 16. März, Kellerbühne St.Gallen

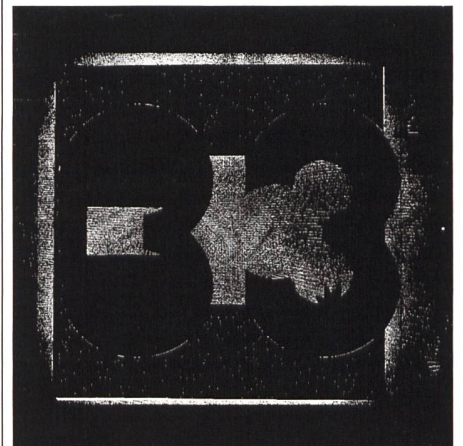
Alles ist möglich

Ruedi Tobler könnte ein Tarnname sein, unauffällig genug, um da und dort ein bisschen die Fäden zu ziehen, aber nie so aufzufallen, dass es unangenehm wird. Einer, der Ruedi Tobler heisst, könnte zum Beispiel Musiklehrer sein und dabei eine Rolle spielen, die sich am Ende als tragend herausstellt und viele inspiriert. Seine Gabe würde dann im Gedächtnis bleiben, nicht unbedingt der Name.

Einer, der Ruedi Tobler heisst, könnte auch in diversen Formationen wie dem Pullup Orchestra oder Europa: Neue Leichtigkeit mitspielen, den Sound prägen, die Stile mixen, und stünde doch nicht im Mittelpunkt. Und wenn dieser Ruedi Tobler auch noch ein Soloprojekt hätte, würde er es vielleicht Playmob.il nennen, den Fokus aufs Elektronische legen, ziemlich virtuos mit allerhand Geräten, Joysticks und Basslinien umgehen.

Er liesse es vielleicht krachen in einem sehr tanzbaren Track namens *The War of Opinions*, würde die gesellschaftliche «Idiocracy» anprangern, die Unantastbarkeit der Ideologie, und alles mit Micky Mäusen spicken. Möglicherweise würde er auch einen vertrappten, 2-stelligen Track mit einem gewissen DAIF aufnehmen, der von neuen Freunden, einer neuen Liebe, einem neuen Ich singt, und ihn *Draʒah* taufen. Und vielleicht läge zum Abschluss auch noch ein Besuch beim stillen Nachbarn drin, bei dem Milch und Honig fliessen, wer weiss das schon.

Gäbe es so einen Ruedi Tobler, hiesse die erste Solo-EP dieses musikalischen Tausendsassas unter Umständen 33. Möglicherweise. (co)



Playmob.il: 33, erschienen bei egelpuffrecords 2021

Mit «Hate Radio» über den Völkermord in Ruanda wurde er berühmt, nachdem ihn die theatrale Aufarbeitung der Ceausescu-Ära bekannt gemacht hatte. Inzwischen ist er weltbekannt, mit x Preisen ausgezeichnet – und erhält jetzt den Grossen Kulturpreis der St.Gallischen Kulturstiftung: MILO RAU, der Theatermacher mit Flair für Film, für Radio, für Provokationen und für ein Theater ohne Berührungsängste auch mit den verzweifeltsten Themen dieser Welt. Den Preis erhält er am 17. November in St.Gallen, vorher noch inszeniert er in Zürich *Wilhelm Tell*, packt filmisch das Massaker der SS 1944 in Oradour-sur-Glane an und hat im irakischen Mossul eine Filmhochschule gegründet. Nicht Skandale interessierten ihn, sondern Kunst mit Wirkung, sagt Rau im Saiten-Interview (saiten.ch/milo-rau-es-geht-darum-mechanismen-zu-veraendern/). Herzliche Gratulation!



Kleinere Brötchen backt der Kunstraum Nextex der Visarte. In den letzten Monaten war es zudem ein hartes Brot: Nextex war in seinem Ausstellungsraum «Auto» an der St.Galler Haldenstrasse nur noch knapp geduldet und musste sich auf die Suche nach einem neuen Standort machen. Dieser scheint nun gefunden, im Linsebühlquartier, ein ideales Pflaster am Rand der Altstadt und mit reichlich Publikumsverkehr, sagt Vereinspräsident MICHAEL BODENMANN. Die erste Ausstellung am neuen Ort ist im April mit JULIETTE ROSSET und LUKAS SCHNEEBERGER geplant.



Kinder sind das Kulturpublikum von morgen. Oder auch schon von heute. Das St.Galler Figurentheater jedenfalls setzt auf sie: Es plant einen jungen Theaterrat. Kinder und Jugendliche von 6 bis 14 Jahren können sich dafür bewerben. Um passende Stücke zu entwickeln, wolle man wissen, welche Themen die Jungen interessierten und was sie auf der Bühne sehen wollten, sagt das Leitungsteam des Theaters, SIMON DECKERT, FRAUKE JACOBY und STEPHAN ZBINDEN.



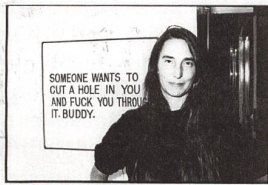
Kinder brauchen Kultur. Das betont auch das Schweizerische Institut für Kinder- und Jugendmedien SIKJM und organisiert im Mai zum fünften Mal den Schweizer Vorlesetag. Prominente Botschafter:innen des Anlasses sind in der Ostschweiz Goba-Unternehmerin GABRIELA MANSER und Ex-Fussballer TRANQUILLO BARNETTA. Sie liest in Gonten vor, er im Grossacker St.Gallen.



Von jung zu junggeblieben und hinein in den üppigen Kunstmärz: Die St.Galler Künstlerin MANON, einst «La dame au crâne rasé», wird in der Fotostiftung Winterthur mit einer grossen, ursprünglich zu ihrem 80. geplanten Schau geehrt. Der Ausserrhoder Zeichner HANS SCHWEIZER, der dieses Jahr 80 wird, zeigt im Kunstzeughaus Rapperswil-Jona neue und ältere Arbeiten, teils aus einer Privatsammlung und erstmals öffentlich zu sehen. Und Anfang März folgt das Highlight des Kunstfrühlings: HANS KRÜSI (1920–1955), der unvergessene Maler und Blumenverkäufer, ist «am Zug» im Museum im Lagerhaus St.Gallen. Erstmals wieder zu sehen sind die Tafeln, mit denen Krüsi 1992 einen Velowagen der Appenzeller Bahnen bemalt hatte. Und dies alles, voraussichtlich, unsertifiziert, schwellen- und maskenfrei. Bleibt gesund!



Monatstipps der Magazine aus dem Aargau, Basel, Bern, Liechtenstein, Luzern, Olten, Winterthur und Zug

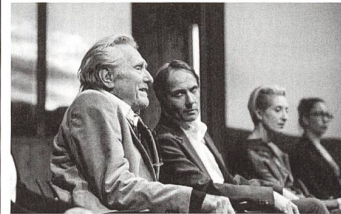


Programmzeitung
Kultur im Basen Basel

Gesellschaftslabor

Das Kunstmuseum Basel zeigt mit «Louise Bourgeois x Jenny Holzer» die Begegnung zweier aussergewöhnlicher amerikanischer Künstlerinnen. Gemeinsam ist beiden die Beschäftigung mit Körper- und Geschlechterfragen, mit Macht und Unterdrückung und deren Auswirkungen auf das Individuum. Während Bourgeois ihre schöpferischen Impulse aus den Traumata ihrer Kindheit holt, erklärt Holzer mit einem sozialkritischen Fokus das Politische zur Angelegenheit aller.

Louise Bourgeois x Jenny Holzer
bis 15. Mai, Kunstmuseum Basel, Neubau
kunstmuseumbasel.ch



BKA
BERNER KULTURAGENDA

Ethiklabor

Wem gehört das eigene Leben? Und wem dessen Ende? Ferdinand von Schirach lässt diese Frage auf der Bühne des Theaters an der Effingerstrasse verhandeln. Im Stück «Gott», das erstmals in der Schweiz aufgeführt wird, sieht sich ein körperlich und geistig gesunder, aber sterbwilliger Witwer mit den Stimmen der Gesellschaft konfrontiert. Expert:innen aus Recht, Medizin, Ethik und Theologie befinden über seinen Sterbewunsch - unter Beteiligung des Publikums.

Gott
diverse Vorstellungen bis 19. März
Theater an der Effingerstrasse, Bern
theatereffinger.ch



KUL

Tanzlabor

Das Stück von Choreografin Tamara Kaufmann handelt von 13 verschiedenen Charakteren, die ihre Geschichten in 13 Tanzstilen zeigen, die üblicherweise nicht in einem einzigen Programm zu sehen sind. Diesmal tanzen alle gemeinsam auf der gleichen Bühne. Neben Ballett, Hip-Hop, Jazzdance, Contemporary, Steptanz, Bauchtanz werden auch Paartänze wie Tango aufgeführt. Die Tanzstile werden bunt gemischt - so bunt, wie das Leben eben ist.

«beWEGen-d»
4. und 5. März, im SAL in Schaan



041
www.null41.ch

Nachhaltigkeitslabor

Vom 14. bis 18. März gibt es im Rahmen der Sustainability Week in Luzern Tipps und Tricks, wie man seinen ökologischen Fussabdruck verkleinern kann. Einer dieser Vorträge wird von der IG Stadtentwicklung gehalten. Diese will darauf aufmerksam machen, dass Stadtentwicklung nicht zufällig verläuft. Ausserdem gibt es Inputs vom Verein Nachhaltigkeit Luzern (Venalu), der Universität Luzern, foodwaste.ch und Freddy Hunziker, dem CEO von New Roots.

IG Stadtentwicklung: Wem gehört die Stadt?
16. März, 18 Uhr, Ort in Luzern wird noch bekanntgegeben
venalu.ch



ZUGKultur

Theaterlabor

«Mittendrin» - das sind spartenübergreifende Kulturhappen mit Fokus auf den gesellschaftlichen Wandel in der Chollerhalle in Zug. Diesmal ist das Ensemble des Theater Hora zu Gast und präsentiert eine Momentaufnahme seines dreiwöchigen Labor-Workshops. Das Theater Hora ist ein professionelles Theater von und mit Menschen mit einer kognitiven Beeinträchtigung. Das Schweizer Ensemble tourt durch die ganze Welt. Nun macht es halt in Zug und schafft hier frische Charaktere und Räume - ganz im Zeichen der Verwandlung.

Mittendrin: Theater Hora Labor
11. März, 19 Uhr, Chollerhalle Zug
chollerhalle.ch

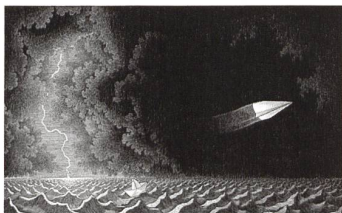


AAKU
Aargauer Kulturmagazin

Harmonikalarbor

Herausfordernd, experimentell und hypnotisierend - Mario Batkovic überschreitet mit seinem Akkordeon musikalische Grenzen. Zwischen klassischem und zeitgenössischem Sound oszillierend, erhebt der Virtuose das Handzuginstrument auf eine neue Ebene und nimmt uns mit seinen avantgardistischen Werken mit auf eine Reise in unbekannte Klangdimensionen.

Mario Batkovic live
12. März, 20.30 Uhr, Stadtkirche Aarau
batkovic.com



Coucou

Buchlabor

Zwischen Geborgenheit, Neugier, Witz und Zuflucht bewegen sich die Comics unserer Kindheit und erweitern unseren Blick für ihre Vielschichtigkeit neu als Erwachsene. Einfach und gleichzeitig komplex sind sie mal bunt und überwältigend oder klar und strukturiert. Das Gewerbemuseum widmet sich dem Medium Bilderbuch neben der Vielfältigkeit seiner Illustrationen und thematisiert verschiedene Erzählweisen, Materialitäten, Prozesse und Arbeitsweisen.

Bilderbücher: illustriert & inszeniert
6. März bis 23. Oktober, Gewerbemuseum Winterthur
gewerbemuseum.ch

Mit Saiten zusammen bilden diese eigenständigen Kulturmagazine den «Kulturpool». Mit ihren Regionen bestens vertraut, betreiben die Magazine engagierte Kulturberichterstattung und erreichen gemeinsam 745'066 Leserinnen und Leser. Dank seinem grossen Netzwerk ist der «Kulturpool» die ideale Werbepattform, wenn es über die Ostschweiz hinausgeht. kulturpool.org